

Drei Briefe oder le style, c'est l'homme

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 42

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645358>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bäume rauschen
leis, weiße Wolken
segeln nach Osten,
und einsam träumt
ein Hirtenmädchen
hinaus in den er-
wachenden Tag.
Sie lehnt im Fen-
ster — von fern
grüßen die Dächer
ihres Heimat-
dorfes, verhallend
dringt Glocken-
klang in ihre Re-
minate. Sie ge-
denkt des Tages,
an dem Graf Jo-
hann III. von
Greyerz in einen
brotatenen Man-
tel gekleidet, die
wallende, weiße
Feder am Barett,



Das Schloß Greverz von Broc aus.

nach Charmen geritten kam und sie dort erblickte. Wie sein Herz heiß für sie entflammte, die froh und frei inmitten ihrer Herde glücklich gelebt.

Und er führte sie auf sein stolzes Schloß, schenkte ihr reiche Gewänder, Truhen und köstliche Schätze, schenkte ihr seine Liebe. — —

„La Belle Luce“ lehnt im Fenster, um ihre zarten Schultern fließt das goldbraune Haar, und ihre Sehnsucht geht weit hinaus nach der Heimat, dort nach den blumigen Alpweiden, auf denen sie sich singend und lachend und jauchzend mit ihren weißen Ziegen und dummen Zicklein gemummelt. — — —

Das Schloß ist wunderbar erhalten und birgt eine reiche Fülle interessanter und prächtiger Sehenswürdigkeiten. Und der Cicerone, der Sprache nach ein waschechter Südfrenzose, weiß so lebhaft zu erzählen, daß man einfach in die farbenfreudige, klirrende, anmutige, oft grausame Zeit des Mittelalters hinübergezogen wird: im Ritterjaal dröhnt Waffengeklirr, in der Küche brät zischend ein ganzer Ochs am Spieß, rasselnd senkt sich die Zugbrücke — immer neue Scharen ziehen in den Schloßhof, sie haben in zähem Ringen den Feind besiegt — einmal rannte sogar der Berner — muß seinen „herten Gring“ an den meterdicken Mauern des Schlosses ein!

Vom Thurm aus sieht man zu Füßen des Städtchens die saftigen Matten und die hohen Wälder, die alle, so weit man schauen mag, einst den Grafen von Grenerz gehörten, deren truhiges Feldgeschrei: „En avant la grue“ selbst in den Schlachten von Navarra und Marignano ertönte.

Im Hotel Fleur de Lys, das schon im Jahre 1686 bestand, kehrte ich dann ein. Dieser Gasthof zeigt noch die typische, mittelalterliche Gruppierung der Lokale. Die Gesindestube liegt zu ebener Erde, während man von ihr aus über eine kleine Holztreppe in das Herrenzimmer mit seinen schweren Tischen und Stabellen hinaufsteigt. Sollte die Verpflegung schon vor 250 Jahren so vorzüglich und reichlich gewesen sein wie heute, so darf man über den guten Geschmack unserer Vorfahren beruhigt sein, und man muß sich nicht wundern, daß Cook schon damals ganze Wagenladungen Amerikaner hierher importiert hat! Wenn ich ferner an die damals in Grenerz geltenden Preise — 14 Rappen das Pfund Kalb- oder Rindfleisch, und 35 bis 110 Rappen „le pot“ Wein — dann freue ich mich kindlich, denn im Grunde genommen sind die Preise gar nicht so schrecklich gestiegen!

Im 14. Jahrhundert wurde ein Fremder, der ein Jahr und einen Tag sich im Städtchen Grunères aufgehalten hatte und von seinem Meister nicht zurückgefordert worden war, ins Bürgerrecht der Stadt aufgenommen und durfte nicht mehr ausgeliefert werden. Ich weiß nicht, ob dieses Recht noch besteht. Man könnte ja einmal versuchen und die Ferien auf 366 Tage kumulieren, denn es lebt sich wirklich fein hier, es träumt sich herrlich in die laue Sommernacht hinaus — und der Mond, der hoch über der Dent de Broc steht, nickt mir verstehend zu: „Aha, wieder so eine romantisch angehauchte Seele, die den Ranz ins frisch-frohe Mittelalter gesunden hat.“

Drei Briefe

oder

Le style, c'est l'homme.

Skizze von Anna Burg.

Der Bankier Wertenmann saß in seinem Privatkabinett und sah seine Postfächer durch. Er war verspätet. Eigentlich sollte er längst im Kontor sein. Aber seine einzige Tochter, Bily, feierte ihren siebzehnten Geburtstag; da war es natürlich, daß er länger als sonst mit seiner Familie beim Frühstück gesessen und sich auch mit seinem Liebling an dem reichbesetzten Geburtstagstisch erfreut hatte. Nun aber war es zehn Uhr und er mußte unbedingt noch auf ein oder zwei Stunden ins Kontor.

Da er im Begriff war, sich zu erheben, trat seine Frau bei ihm ein. Sie war eine stattliche, noch sehr hübsche Frau voll jugendlicher Lebhaftigkeit. Heute sah sie besonders freudig angeregt aus. In der Hand hielt sie ein elegantes, rosafarbenes Briefblatt.

„Was bringst du?“ fragte Wertenmann.

„Einen Brief von Martens“, erwiderte seine Frau, — „runzle nur nicht gleich die Brauen und lies zuerst. Du hegst ein ganz ungerechtfertigtes Vorurteil gegen den jungen Mann; du hältst ihn für interessiert und materiell. Dieser Brief, den er mit einem prächtigen Blumenstrauß eben an Silu geschickt hat, beweist dir, wie unrecht du hast; denn du weißt: le style c'est l'homme.“

Der Bankier nahm das Briefblatt, das einen feinen Duft ausströmte, und las, was darauf in auffallend schöner Handschrift geschrieben stand:

„Mein verehrtes Fräulein!

Gestatten Sie, daß ich Ihnen zu Ihrem Wiegenfeste diesen bescheidenen Blumengruß überreiche. Was dürfte ich

Ihnen anderes bieten, als Blumen? Ich habe die schönsten ausgesucht und dennoch weiß ich, daß ihre Schönheit verblasen wird vor Ihrem engelartigen Antlitz. Sie selbst sind die schönste Blüte, die in Gottes Garten je sich erschlossen hat, eine Blüte, deren Frische und Zartheit noch durch keinen Hauch getrübt wurde, der man sich nur mit Andacht nahen kann, und die in ihrer unbewußten, stillen Herrlichkeit mehr Einfluß auf ein empfängliches Künstlergemüt ausübt, als alle Kunst und Weisheit der Welt. Ich beneide die Blumen, die in Ihren weißen Händen ruhen werden und die ich Ihnen überreiche in tiefster Verehrung.

Ihr Alexander Martens.“

„Nun“, sagte Frau Wertenmann triumphierend, „klingt das etwa nach Materialismus?“

Der Bankier legte den Brief in die Hand seiner Frau zurück und lächelte ein wenig.

„Es klingt reichlich überschwenglich, aber ich mag dem Kind das Vergnügen gönnen.“

„Na, du bist schwer zu befriedigen“, sagte sie ärgerlich, „und dann — Vergnügen — das soll doch mehr sein, als Vergnügen.“

„Wir werden ja sehen!“ erwiderte ihr Mann ruhig. Die Hausfrau wurde abgerufen und gleichzeitig meldete das Mädchen einen Besuch für den Hausherrn.

„Ich lasse bitten“, sagte er unwirsch. Es trat nun eine große, gut gewachsene Dame ein, deren Gesichtszüge einstige Schönheit verrieten, die aber nun durch starken Flaumansatz auf Oberlippe und Kinn etwas allzu ausgeprägt Rässiges an sich hatte.

Der Bankier begrüßte sie mit Zuverlässigkeit und bot ihr den bequemsten Platz in seinem Kabinett an.

„Was führt Sie zu mir, verehrte Frau Marhelm?“ fragte er höflich.

Die Dame schien mit einiger Verlegenheit zu kämpfen. Es fiel ihr offenbar nicht ganz leicht, die passenden Worte zu finden.

„Ich wollte Sie auf Ihrem Kontor aufsuchen, lieber Direktor, da Sie nicht dort waren, erlaubte ich mir, hieher zu kommen, weil ich befürchtete, Sie möchten auch nachmittags dort nicht anwesend sein. Es ist eine geschäftliche Angelegenheit; nämlich — ich wollte Sie bitten, mir von meinem Kapital dreitausend Mark auszusahlen.“

„Schon wieder!“ entfuhr es dem Bankier. Dann fügte er höflich hinzu: „Als Ihr ganz aufrichtiger, langjähriger Berater darf ich mir diesen Ausruf gestatten. Sie werden eine leise Mahnung von mir nicht in den Wind schlagen. Ihr Vermögen ist nicht groß; die Zinsen gestatten Ihnen gerade ein annehmbar bequemes Leben. Wenn Sie nun aber fortfahren, alle sechs Monate eine größere Summe zu erheben, so wird das bald nicht mehr der Fall sein. So ein Kapital nimmt langsam zu, aber schnell ab. Ich weiß, Sie haben ein edles Herz und was Sie über die Zinsen hinaus brauchen, das geht in wohlthätigen Spenden auf. Ich fürchte nur, daß sie sich manchmal verleiten lassen, an unwürdige Zwecke zu viel Freigebigkeit zu verschwenden. Nehmen Sie mir diese kleine Mahnpredigt nicht übel, liebe Freundin —“

Die Dame hatte gesenkten Auges zugehört. Nun lächelte sie etwas verwirrt, als sie antwortete: „Sie haben ja ganz recht, Direktor, ich danke Ihnen, aber in diesem Fall — an unwürdige Zwecke verschwende ich mein Gut nicht. Sie wissen, ich liebe alles Hohe und Schöne. Ich liebe die Kunst leidenschaftlich. Da ich selbst kein Talent habe, möchte ich wenigstens andere unterstützen. Wie mancher Jünger der Muse wird durch Not und Armut an der Entfaltung seiner Gaben gehindert. Da ist besonders einer — ein vielversprechendes, junges Talent; Sie kennen ihn auch, er verkehrt seit einiger Zeit in Ihrem Hause, ein Maler, voll von Kunstplänen; es ist mir eine große Freude, ihm zu helfen, — ich meine Alexander Martens —“

Der Bankier machte eine unwillkürliche Bewegung der Ueberraschung und sein Gesicht nahm einen eigenen Ausdruck an.

„Ah so“, sagte er, „ja, ich kenne ihn, das heißt, nein, ich kenne ihn nicht. Leute, die man nur in Salongesellschaft sieht, bleiben einem fremd.“

„Gewiß, aber was man in konventionellen Gesprächen nicht findet, das findet man in Briefen. Le style, c'est l'homme!“

Der Direktor lächelte, als er dieses Wort zum zweitenmal an diesem Morgen hörte.

Und Frau Marhelm, in der seidenen Tasche suchend, die an ihrem Arm hing, fuhr fort: „Darf ich Sie bitten, dies zu lesen? Ich will mich mit dem Brief nicht etwa brüsten, er soll Ihnen nur beweisen, daß es kein Unwürdiger ist, für den ich das Geld —“

Darauf hielt der Bankier abermals ein Briefblatt mit zartem Duft — diesmal von violetter Farbe — in der Hand.

Er las:

„Meine verehrte, vielbewunderte Freundin und Gönnerin!

In dieser Dämmerstunde, die voll ist von geheimnisvollem Leben, drängt es mich, Zwiesprache mit einer verstehenden Seele zu halten. Und für mich gibt es nur eine verstehende Seele. Das sind Sie. In Ihrer Nähe fühle ich es, daß mein Wollen und Hoffen und Sehnen einen Widerhall weckt, daß meine Künstlerträume keine Wahngebilde sind, daß ich auf meinem Flug in die Sphären des Idealen und Göttlichen nicht allein bin. Was Sie mir sind, habe ich Ihnen oft gesagt, verehrte Freundin, verzeihen Sie, wenn ein feuriges Dankgefühl mich dazu treibt, es Ihnen immer und immer wieder zu sagen. Andere Männer jagen jungen, flatterhaften Mädchen nach, deren ganzes Denken und Fühlen noch verschlossen ist, und wo sie auf glatten, hübschen Gesichtern nichts finden als Eitelkeit und Selbstgefälligkeit. Ich ertrage diese unwissende, leere Jugend nicht. Mich verlangt nach dem reifen Herzen einer echten Frau, die durch des Lebens verworrene Pfade gegangen und sich Erkenntnis errungen hat. Gepriesen sei mein Stern, der mich Sie finden ließ! Manchmal träume ich, daß mein höchster Wunsch sich erfüllen könnte, daß ich Rom, den Ort aller Größe und Schönheit, an Ihrer Seite betreten könnte. Was müßte es sein, mit Ihnen die Offenbarungshauer jener geheiligten Stätte zu erfahren, schweigend, und doch sich verstanden wissend, die Segnungen Roms zu empfangen, endlich — endlich Rom zu sehen...! Aber das sind Träume. Ein armer Kunstjünger muß sich damit begnügen; Fortuna lächelt ihm nicht — — —“

Der Bankier ließ das Blatt sinken, obwohl er noch lange nicht zu Ende gelesen hatte.

„Was sagen Sie?“ fragte Frau Marhelm leise, ein wenig errötend. „Ist das nicht die Sprache des Genius? Und kann ich Besseres tun mit meinem Geld, als dem Genius sein erträumtes Rom zu schenken?“

Das Gesicht des Bankiers hatte einen unbewegten, kalten Ausdruck angenommen.

„Also dafür haben Sie in den letzten zwei Jahren Ihr Kapital angegriffen, für diesen — —! Und Sie wollten wirklich mit ihm — —?“

„Nein, nein, nicht mit ihm — er würde ja enttäuscht sein, ich weiß das wohl, lieber Freund, aber er selbst, er selbst soll nach Rom fahren.“

Im stillen bereute sie, dem kalten Geschäftsmann den feurigen Brief gezeigt zu haben.

„Kommen Sie morgen aufs Kontor, wir werden dann die Angelegenheit ordnen“, sagte er.

Noch auf der Straße empfand Frau Marhelm ein großes Unbehagen, wenn Sie an das Gesicht des Direktors dachte.

(Fortsetzung Seite 581)

Gleich nach ihrem Fortgehen wurde dem Bankier wieder ein Besuch gemeldet. Diesmal war es ein eleganter junger Herr.

„Sie waren nicht auf dem Kontor, Herr Direktor, man sagte mir, daß ich Sie auch hier vielleicht würde sprechen können; meine Angelegenheit drängt ein wenig.“

„Sie kommen wegen der Anleihe. Haben Sie uns genügend Bürgschaft vorzuweisen?“

Der junge Mann zog ein Bündel Papiere aus seiner Brusttasche und überreichte dem Direktor ein Dokument, nach welchem die Bank sich verpflichtete, dem Anwesenden eine Summe von zweitausend Mark zu leihen. Der Direktor prüfte die amtlich beglaubigten Unterschriften der zwei Bürgen, und legte das Dokument auf seinen Tisch, während der andere die Papiere, die er in der Hand hielt, in einer schon stark geschwollenen Brieftasche unterzubringen versuchte. Er ging dabei nervös und hastig vor und merkte nicht, daß ihm ein Blatt entfiel.

„Kommen Sie heute nachmittag um vier Uhr auf die Bank, das Geld soll Ihnen dann ausbezahlt werden.“

Der junge Herr erhob sich sichtlich erleichtert; es hatte ihn ja Schweiß genug gekostet, Bürgen aufzutreiben.

Er empfahl sich. Der Direktor zog seine Uhr. Es war spät geworden. Es lohnte sich kaum mehr, fortzugehen vor Tisch.

Während er einen Moment unschlüssig stand, fiel sein Blick auf einen weißen, beschriebenen Bogen, der zusammengeklappt am Boden lag.

„Zum Teufel! Noch einmal diese Handschrift?“ sagte er, den Brief aufhebend.

Er wog ihn in der Hand.

„Kein Zweifel, es ist die Handschrift des jungen Martens. Der Lustibub muß ihn eben vorhin hier verloren haben. Es wäre eigentlich interessant, zu wissen, was dieser ideale Genius auf weißem Papier schreibt.“

Kurz entschlossen faltete er das Blatt auseinander und las, nicht ohne vorher zu konstatieren, daß dieser Brief nach Zigarettenrauch duftete:

„Uff, mein Lieber, das ist heute der dritte Brief, den ich schreibe. Er soll mir aber nicht so viel Arbeit machen, wie die zwei vorhergehenden. Ich habe nämlich der kleinen Wertenmann zu ihrem Geburtstag so 'ne Art verblühte Liebeserklärung gemacht. Na ja — man kann nicht wissen. Der Alte scheint mir zwar nicht gewogen, aber was tut's, die Junge läßt sich leicht bezaubern und die Mutter auch. Kennst du das Mädel? So ein weißes Blatt, weißt du, wo nichts drauf zu kriegen ist, — ich liebe ja die „beschriebenen Blätter“ mehr, die à la belle Suzon, — morgen Abend sehen wir sie, denk dran. — Der zweite Brief war an meine Mäzenin. Ich bin ihr mit wahrer Virtuosität um den Bart gegangen (in des Wortes verwegener Bedeutung), ich muß mich ordentlich selbst bewundern. Hoffentlich nützt's was. Und hoffentlich kannst du heut endlich diesen Pump abschließen. Dann, wenn die Alte reagiert, was sie bisher immer getan hat, haben wir beide Geld, dann gehen wir nach Paris und genießen ein paar Wochen lang das Leben. Also morgen Abend um acht Uhr bestimmt im Ratskeller, mit Suzon und Alice. Vergiß es nicht. Auf Wiedersehn.
Dein Martens.“

Der Bankdirektor, nachdem er gelesen, murmelte vor sich hin: „Von den drei Briefen dürfte dieser letzte der sein, der den Menschen zeigt.“

Dann nahm er eine Korrespondenzkarte und schrieb an Frau Marhelm: „Kommen Sie doch bitte, heute noch zu mir, ich habe eine mir wichtig scheinende Mitteilung für Sie.“

Er klingelte dem Dienstmädchen und befahl: „Tragen Sie die Karte gleich zum Einwurf und vorher bitten Sie meine Frau auf einem Moment zu mir.“

Frau Wertenmann kam eben von selbst und ehe ihr Mann etwas sagen konnte, hub sie an: „Sollten wir nicht den jungen Martens für heute zum Abendessen einladen, Kurt? Es wäre vielleicht noch Zeit.“

Aber er reichte ihr den weißen Brief und sagte: „Dies zuerst.“

Sie las lange. Dann schaute sie ihren Mann an. Auf ihrem Gesicht kämpften Empörung und Beschämung.

„Le style, c'est l'homme“, sagte der Direktor lächelnd.

Die Zage.

Von Gerhard Frank.

Das war im Jahre 1909 — wir studierten Musik. Da wir in der kleinen Universitätsstadt nur wenige Musikstudierende waren, bildeten wir mit unserem Dozenten schnell einen kleinen intimen Kreis, der sich über das übliche Studierschema einer Universität erhob.

Unser Dozent, Professor L., war ein ebenso kluger wie rechthaberischer Herr, er hielt sehr aufschlußreiche Vorträge, wußte und kannte einfach alles, was mit Musik in Zusammenhang stand und hatte nur eine große — ich muß sagen geradezu unleidliche — Schwäche: er duldete nicht, daß jemand mehr wußte wie er, denn er wollte für den klügsten Musikkenner gelten. Für ihn gab es nichts, was er nicht wußte oder nicht kannte, und so stellte er in Dingen, in denen er manchmal wirklich keine vollkommenen Kenntnisse besaß, Behauptungen auf, die mit der Wahrheit oder den Tatsachen in starkem Widerspruch standen.

Diese Schwäche haben wir einmal zu einem lustigen Streiche ausgenützt, den er uns nie vergessen hat — und den auch wir nie vergessen werden.

Eines Tages fragte ihn eine Studentin: „Herr Professor, was ist eine Zage?“

„Eine Zage? Wie kommen Sie darauf?“

„Ich las in einer alten jüdischen Chronik davon, es scheint etwas mit Musik zu tun zu haben!“

„Natürlich, natürlich, es ist eines der ältesten Musikinstrumente. Sie kennen doch die Lyra, die Leier, jene Saiteninstrumente der Alten? Nun sehen Sie, die Zage ist ein Vorläufer der Lyra, es ist das älteste uns bekannte Saiteninstrument, das man zu damaligen Zeiten vortrefflich und meisterhaft zu handhaben wußte. Es hatte eine besondere, durch Ueberlieferungen geheiligte Form. Auf einem hölzernen Dreieck, zu dem man nur ein bestimmtes, sehr weiches Holz verwenden durfte, befanden sich sechs verschieden lange Saiten, aus den Därmen junger Lämmer hergestellt. Dieses Instrument gab es in drei verschiedenen Größen. Sie können sich wohl vorstellen, welch klangvollen Tonreigen das ergab! Die Zage ist heute fast keinem Menschen bekannt. Ich habe vor Jahren einmal einige Notizen verfaßt, die ich zu einer Abhandlung ausarbeiten wollte, aber mir schien das Thema für die Allgemeinheit zu wenig interessant. Nun dürfen wir nicht verkennen, welch ungeheurer Wert in der Kenntnis dieses Instrumentes liegt. Die Entwicklungsgeschichte der Musik lehrt uns, daß es bereits vor Tausenden von Jahren Musikinstrumente gab, die als die unmittelbaren Vorläufer modernster Instrumente gelten müssen. Ich habe Ihnen das erst kürzlich an Hand des altägyptischen verstopften Metallrohres bewiesen, das theoretisch ein ausgezeichnetes Saxophon darstellt. Mit der Zage ist es ähnlich, sie ist die Urahne unserer heutigen Harfe! Ich werde Ihnen das gelegentlich an Hand einiger Zeichnungen ausführlicher erläutern. Wo haben Sie nun aber davon gelesen? Es würde mich interessieren, diese Quelle kennen zu lernen, vielleicht findet man doch einige Anhaltspunkte für eine neue musikwissenschaftliche Theorie!“

„Ach, Herr Professor“, erwiderte die Studentin vollkommen ernsthaft, „es war eigentlich nur eine Vermutung von mir, daß es sich um ein Musikinstrument handeln könnte — ich las in einer alten Chronik von Zithern, und da konstruierte ich aus einem gewissen Zusammenhang —“

„Können Sie die Textstelle zitieren?“

„Gewiß, Herr Professor, sie lautete ungefähr so: Die Juden zogen mit Zittern und Zagen in den Tempel!“